

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 27

Artikel: Das Kamel
Autor: Niemann, Dora
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

herrscht unumschränkt. Außerhalb des engeren Gebiets der Hotels und außerhalb der paar Autostraßen trifft man ganz selten einmal einen Menschen, vielleicht einen wandernden Indianer, einen Trapper oder einen „Ranger“, das sind berittene Polizisten, die für Forstschutz und Ordnung zu sorgen haben. Diese Beamten wachen sorgfältig darüber, daß namentlich in jenen Gebieten der Rocky Mountains, die unter Naturschutz stehen, jeder Eingriff in den natürlichen Ablauf der Dinge unterbleibt. Kein lebender Baum darf gefällt, kein Haus außerhalb des Bereiches der wenigen Ortschaften errichtet werden — und daß auf kein Tier geschossen werden darf, ist selbstverständlich. Durch diese großzügigen und weitschauenden Anordnungen ist es Amerika und Kanada gelungen, in den „National-Parks“ der Rocky Mountains ein Tier- und Pflanzenparadies zu erhalten, das auf der Erde seinesgleichen sucht. In den Naturschutzgebieten — übrigens auch außerhalb davon, denn im ganzen Bereich der Rocky Mountains bestehen sehr strenge Schutzbestimmungen — finden sich Tiere, die anderwärts schon lange ausgestorben sind, noch in freier Wildbahn: Elche und Bären, Wapitihirsche, Bergziegen und Biber sind häufig genug anzutreffen, sogar Berglöwen sind keineswegs selten. Gestört werden diese Tiere durch den Menschen nur ganz ausnahmsweise — der amerikanische Tourist verspürt im allgemeinen wenig Lust zu anstrengenden Ausflügen außerhalb der Straßen und gebahnten Wege: er zieht es vor, mit dem Auto zu fahren, wenn das nicht geht, zu reiten.

Was schon von harmlosen Ausflügen gilt, das gilt naturgemäß in noch weit höherem Maße für das eigentliche Bergsteigen ins Hochgebirge. Während es in den europäischen Alpen keinen einzigen noch unerstiegenen Gipfel von Bedeutung gibt, ist es in den Rocky Mountains sozusagen nur eine Kleinigkeit, sich den — nach europäischen Begriffen — hohen Ruhm einer Erstersteigung zu erwerben. Man braucht dazu keineswegs ein erstklassiger Bergsteiger zu sein, denn es gibt drüben zahlreiche leichte und mittelschwere Berge, die noch keines Menschen Fuß betreten hat! In einigen der großen Hotels gibt es zwar Bergführer — man verschreibt sie sich regelmäßig aus der Schweiz, weil es einheimische Bergführer überhaupt nicht gibt — aber sie sind lediglich dazu da, zahlungsfähige Touristen auf meistens leichte „Modeberge“ zu führen — weiter geht ihr Ehrgeiz nur selten. Auch Bergsteigervereine, wie wir sie in Europa kennen, gibt es drüben nur in ganz beschränktem Maße und ihre Mitgliederzahl hält keinerlei Vergleich mit den in Europa üblichen Ziffern aus. Gewiß gibt es in den Vereinigten Staaten und in Kanada ein paar Bergsteiger (meist Studenten), deren Namen auch bei uns einen guten Klang haben — aber das sind Ausnahmen, und das Gros der Touristen hat keinerlei bergsteigerischen Interesse. Man mag das positiv oder negativ beurteilen, den einen Vorteil hat es jedenfalls, daß die Rocky Mountains noch „unerschlossen“ geblieben sind und so dem wirklichen Naturfreund und Bergsteiger noch den ganzen Reiz einer vom Menschen kaum berührten Bergwelt zu bieten vermögen — ohne gebahnte Bergwege, ohne Gasthäuser und Hütten und ohne den ganzen „Betrieb“, der nun einmal den größten Teil der europäischen Alpen längst erfaßt hat. Nur ganz selten finden sich oben in den Bergen kleinere, selbstverständlich unbewirtschaftete Blockhütten, meist ist der Bergsteiger auf sein Zelt angewiesen. Wer es aber trotz dieser Unbequemlichkeiten wagt, in die oberen Regionen der Rocky Mountains vorzustoßen, der findet dort außerhalb der wenigen Hotels das Paradies einer noch völlig echten, vom Menschen unbeeinflussten Natur, deren einzigartige Schönheit ihn überreichlich für alle Mühen entschädigt.



Wilde Bergschafe in den Rocky Mountains an der Wildfütterung.

Das Kamel.

Humoreske von Dora Niemann.

In die Stoffabteilung des Warenhauses kommt ein kleiner, dider Herr.

„Fräulein“, sagte er, „wo bekomme ich rotes Tuch?“

„Gleich der zweite Tisch, bitte!“

Der kleine Dide steuert auf den Tisch zu und sagt zu dem zweiten Fräulein:

„Fräulein, ich möchte rotes Tuch.“

„Bitte!“ Bumm! — das Fräulein wirft einen Ballen rotes Tuch auf den Tisch.

„Nein, Fräulein, das ist zu hellrot bitte, etwas dunkler.“

Bumm! — Das Fräulein wirft einen zweiten Ballen rotes Tuch auf den Tisch.

„Nein, Fräulein, das ist zu dunkelrot, — bitte, ein bißchen heller.“

Bumm! — Das Fräulein wirft nacheinander sämtliche Ballen rotes Tuch auf den Tisch. Aber alles ist nicht richtig. Dies ist zu dick, jenes zu dünn, dies zu leuchtend, und jenes zu matt. Als die Regale leer sind, ruft das erschöpfte Fräulein den Abteilungsleiter.

„Rotes Tuch?“ fragte dieser liebenswürdig. „Aber, bitte, sofort. Fräulein, hinten am Lager ist noch rotes Tuch. Lassen Sie das holen.“

Ein Bote entschwindet und bringt nach fünf Minuten drei Ballen rotes Tuch.

Der kleine, dider Herr befühlt, bäugt es — und entscheidet: „Nein, das ist auch nicht das richtige!“

Nun wird Kriegsrat abgehalten.

Stoßtrupps werden in die Expedition und in die Lager abgesandt. Der Fahrstuhl rollt hinauf, hinab und bringt aus jeder Ecke des großen Hauses rotes Tuch. Boys tragen schwindend Ballen von hell- und dunkelrotem Tuch. Der Tisch biegt sich unter der Last, der ganze Saal leuchtet rot, und in der Mitte steht der kleine, dider Herr und sagt höflich:

„Nein, liebes Fräulein, es müßte ein wenig dünner sein, — ... und eine Idee ... ein Ideechen ... die Spur von einer Idee heller!“

„Fräulein Müller“, flüsterte der Abteilungschef, schicken Sie nach dem Lager, ins Teppichlager, vielleicht ist da noch rotes Tuch.“

Zwei Boten laufen — kommen zurück, und der kleine, dider Herr sagt: „Leider ...“

„Ich gehe selbst ...“, sagt das Fräulein beinahe weinend, „entschuldigen Sie einen Moment.“

Der kleine, dicke Herr entschuldigt.

Befühlt die Stoffe, geht von einem Ballen zum andern, schreitet die Seiten ab, wie ein Feldherr nach der Schlacht, während das versammelte Personal des Kaufhauses andächtig und respektvoll die roten Wälle um seine kleine, dicke Person betrachtet.

Die Spannung ist auf dem Höhepunkt angelangt, alles hält den Atem an, denn da kommt Fräulein Müller aus dem Fahrstuhl, hinter ihr zwei Boys, die die letzten Ballen rotes Tuch zärtlich auf den Armen tragen.

Und wirklich, — der kleine, dicke Herr befühlt es, beriecht es, beäugt es und sagt: „Das ist das richtige!“

„Ah!“ ... Das Warenhaus seufzt auf.

„Wieviel Meter darf ich geben?“ fragt Fräulein Müller strahlend.

„Ja“, sagt der kleine, dicke Herr —, „das ist nicht so einfach! Da müssen Sie mir helfen! ... Das verstehen Sie auch besser. Also passen Sie mal auf: Da hat meine Frau zu Weihnachten unserem kleinen Jungen so'n Stoffkamel gekauft. — So'n kleines Stoffkamel, — so groß wie meine Hand — und nun hat der Lausbub dem Kamel das rote Züngerl rausgerissen und verloren ...“

Ideal und Leben.

Von Jakob Bosshart.

In den Lüften treibt licht eine Wolke,
Auf der Erde ihr Schatten schleicht,
Wie ein trauriger wegmüder Wanderer,
Der nimmer sein Ziel erreicht.
Mir ist, ich sehe mein Leben,
Wie es doppelt vorüberschwebt,
Am Himmel, wie ich es träumte,
Im Tale, wie ich's gelebt.

Mutter Natur weiss es am besten.

Von Prof. Dr. S. Marvey, Glasgow.

Berechtigte Uebertragung von Frank Andrew.

Wie sinnreich und wundervoll hat Mutter Natur es doch einzurichten verstanden, daß durch das Gegenpiel der Kräfte jenes Gleichgewicht hergestellt ist, das unser aller Dasein erst ermöglicht! Sie sorgt auf allen Gebieten ihres Schaffens dafür, daß die „Bäume nicht in den Himmel wachsen“, daß diejenigen ihrer zahllosen Schöpfungen, die ihren anderen Kindern gefährlich werden könnten, soweit in Schach gehalten werden, daß das Leben aller gesichert bleibt, wenn ... Ja, wenn der Mensch in seiner Vermeßlichkeit nicht immer wieder versuchen würde, seinen eigenen vermeintlichen Bedürfnissen zuliebe Mutter Natur ins Handwerk zu pfeifen, und damit Zustände herbeizuführen, deren er dann oft nicht mehr Herr zu werden weiß.

Das treffendste Beispiel für den Schaden, den der Mensch durch seine bewußte oder unabsichtliche Einnengung in das Gleichgewicht der Natur anrichten kann, ist die Insel Jamaika in Westindien. Unendliche Zeiten hindurch war dieses gesegnete Fleckchen Erde mit seiner reichen tropischen Tier- und Pflanzenwelt ein wahres Paradies, in welchem eine anspruchslose Bevölkerung ein friedliches, gesichertes Dasein führte, weil Mutter Natur weise dafür gesorgt hatte, daß alle ihre Geschöpfe ohne tödlichen Vernichtungskrieg nebeneinander leben konnten. Dieser Friede begann zu schwinden, als die Insel nach und nach in den Wirtschaftskreis westlicher Zivilisation einbezogen wurde. Fremde Schiffe kamen und brachten einen Eindringling mit sich, der sich

rücksichtslos seinen Platz unter den bisherigen Bewohnern der Insel zu erkämpfen wußte: die Ratte! Mögen es auch immer nur einzelne dieser Tiere gewesen sein, die aus den Schiffen von magerer Kost entflohen, um sich an dem gedekten Tisch des reichen Landes göttlich zu tun; ohne jeden natürlichen Feind unter der eingeborenen Fauna vermehrten sich die Ratten in so ungeheuerlicher Weise, daß sie im Laufe der Jahre zu einer unerträglichen Plage wurden. Menschliche Behausungen, Scheunen und Ställe waren vor den unermüdblichen Nagern nicht mehr sicher, die unter den Borräten der Einwohner und der Ernte auf den Feldern unüberlehbaren Schaden anrichteten. Verzweifelt suchte man nach irgend einer Abhilfe, versuchte es mit Gift und Fallen, ohne aber ein genügendes Ergebnis zu erzielen.

Schließlich kam man auf die Idee, einige Paare der indischen Mungos einzuführen, die geschworene Feinde der Ratten sind. Tatsächlich wurden sechs dieser behenden Tierchen auf Jamaika ausgesetzt, die sich in Kürze zu ansehnlicher Zahl vermehrten. Wirklich begann sich dann auch der Kampf gegen die Ratten bemerkbar zu machen; mit solcher Ausdauer stellten die Mungos den Nagern nach, daß diese in verhältnismäßig kurzer Zeit verschwanden. Die Bevölkerung begann wieder aufzuatmen, als sie ihr reiches Land von seiner Plage befreit sah. Allmählich wurden jetzt aber andere Klagen laut, die von Jahr zu Jahr an Schärfe zunahmen und bis zum heutigen Tag nicht verstummt sind. Die Mungos sind nämlich inzwischen zu einer Armee angewachsen, die man auf mindestens zehntausend Stück schätzt. Nachdem ihre eigentlichen Beiderbissen, die Ratten, vertilgt sind, haben sie sich mit der gleichen Ausdauer auf die kleineren Haustiere, Hühner, Enten und Gänse, ferner auf die zahlreichen Arten der wildlebenden Vögel und weiter auf Eidechsen, Frösche und Kröten geworfen, um diesen planmäßig den Garaus zu machen. Ohne weitgehendste Sicherheitsmaßnahmen kann auf Jamaika überhaupt kein Federvieh mehr gehalten werden; immer wieder verstehen es die beweglichen Mungos, in die Stallungen einzudringen, um sich die nötige Nahrung zu verschaffen. Damit aber nicht genug hat die Vertilgung von Vögeln und Kaltblütlern noch eine weitere Folge gehabt, die sich heute in unerträglichster Weise bemerkbar macht. Es fehlen jetzt nämlich die natürlichen Feinde und Vertilger von Insekten, Käfern und Fliegen, die sich in den letzten Jahren zu ungeheuren Schwärmen vermehrt haben und ihrerseits den Feld- und Gartenfrüchten zu Leibe gehen. Man ist zwar die Ratten los, die man unabsichtlich ans Land gebracht hatte; aber man kann sich der räuberischen Mungos nicht erwehren, mit denen man Mutter Natur ein Schnippchen schlagen wollte, und hat die Insektenplage noch als Draufgabe! Alle Mittel zur Bekämpfung der überhandnehmenden Schmarotzer sind bisher fehlgeschlagen oder haben doch keinesfalls den gewünschten Erfolg erreicht.

Vor ein paar Monaten kündigte die Sowjetregierung an, daß sie dreitausend Paar Kaninchen in die russischen und sibirischen Steppengebiete einführen und dort loslassen wolle. Wenn man diese Aktion nicht vorher ganz genau auf ihre möglichen Folgen studiert hat, so steht zu erwarten, daß man dort die gleichen Erfahrungen machen wird wie in Australien. Es ist allgemein bekannt, wie im Jahre 1851 zwei Dutzend Kaninchen im australischen Busch ausgesetzt wurden, die sich inzwischen auf schätzungsweise zwanzig Millionen vermehrt haben und in weiten Teilen des Landes jegliche Art des Ackerbaus einfach unmöglich machen. Erst in den letzten Jahren ist man soweit gekommen, die weitere Vermehrung der Tiere dadurch hintanzuhalten, daß man großzügige Werke zur Verarbeitung der Felle und des Fleisches geschaffen hat und somit einen Anreiz zur Jagd auf Kaninchen gibt. Wollte man anfänglich Mutter Natur nachhelfen und das ziemlich tierarme Land besiedeln, so hat man inzwischen einsehen gelernt, daß man der Bevölkerung damit einen